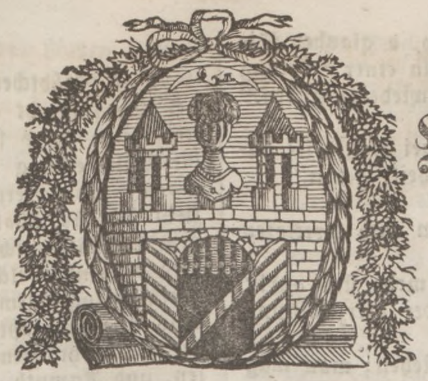
Grünberger Wochenblatt.



21. Jahrgang. **№ 85.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 23. Oktober 1845.

Der Fluch der Schuld.

(Fortsetzung.)

Cranou seufzte schmerzlich auf. Einen Augenblick lang schien er eine Beute des brennensten Zweifels, dann richtete er sich plötzlich auf, und rief in einem Tone, von dessen erschütternder Wahrheit der Chirurg ergriffen wurde:

„Versprechen Sie, mich fliehen zu lassen, wenn ich beweise, daß ich nicht lüge?

„Wir werden sehen."

„Versprechen Sie es mir?"

„Ich wage wenig dabei, es sei."

„Dann schwören Sie.'

„Wohlan, ich schwöre."

„Hören Sie! — — auf dem Uferplatz von St. Michel, an der Nordseite des Felsens Irglas, habe ich in einem 6 Fuß tiefen Loche vor 10 Jahren eine Geldkasse mit viermalhunderttausend Franks in Banknoten vergraben."

„Und woher hattest Du dieselbe?"

„Von einem Reisenden, den wir an derselben Stelle ermordet."

„Unglücklicher!"

„Viermalhunderttausend Franks!" wiederholte der Galeerensclave mit triumphirendem Tone, „genug, um Zwei reich zu machen. Wenn Sie wollen, gehört die Hälfte der Summen Ihnen."

Launay schüttelte den Kopf.

„Es ist nur eine Unwahrscheinlichkeit bei Deiner Erzählung, und diese ist, daß Du vor zehn Jahren schon im Bagno warst."

„Vor zehn Jahren war ich mit Martin entflohen. Wir vollbrachten die That gemeinschaftlich auf dem Uferplatz und verbargen die Geldkasse aus Furcht vor Verfolgung. Den andern Tag griff uns die Gendarmerie in Plestin auf. Martin ist seitdem im Bagno gestorben, und ich bin der Einzige, der von dem verborgenen Schatze Kenntniß hat."

Trotz Launay's Bemühungen, gleichgiltig zu scheinen, horchte er den Worten des Galeerensclaven mit gieriger Aufmerksamkeit. Als dieser geendet, blieb er einige Zeit nachdenkend, wie um die Wahrscheinlichkeit des eben Gehörten zu prüfen, dann, aus seinen Sinnen plötzlich erwachend, und vor Cranou's erwartungsvoll auf ihm ruhenden Blicke erröthend, sprach er in erzwungenem leichtem Tone:

„Dein Roman ist gut erfunden, aber etwas verbraucht; man glaubt selbst in der komischen Oper nicht mehr an vergrabene Schätze. Sinne auf eine andere Geschichte."

Der Galeerensclave zitterte.

„Sie glauben mir nicht?"

„Ich glaube, daß Du ein abgefeimter Spitzbube bist, der seine Einbildungskraft gern auf Unkosten einfältiger Leute übt."

„Herr Launay, Herr Launay, o glauben Sie mir! Die Casette befindet sich in einer Höhlung des Irglasfelsen; ich bin gewiß, sie wieder zu finden."

„Ich erlasse Dir das."

„Herr Launay, Sie sollen zwei Drittheile haben; ich will Ihnen zwei Drittheile geben."

„Es ist genug. Schweige!"

„Und alle Kostbarkeiten; denn auch Pretiosen sind darin."

„Genug, sag' ich, kein Wort mehr, steh' auf!"

Cranou stieß ein Geschrei der Verzweiflung aus, und warf sich zur Erde.

„Ich werde nicht wieder aufstehen; man mag mich von hier fortreißen; ich thue keinen Schritt. O, er will mir nicht glauben. Nur zehn Meilen zwischen dem Schatze und mir, zwischen dem Bagno und dem Glanz des Reichthums! Herr Launay, Herr Launay, Sie werden einst bereuen! — O, er will mir nicht glauben!" —

Der Galeerensclave warf sich mit dem Wahnsinn der Verzweiflung auf der Erde herum, während Launay unschlüssig und sinnend an den Boden gewurzelt stand. Cranou's Erzählung hatte in seiner Brust alle schlummernden bösen Gedanken aufgerüttelt. Sein Entschluß, den Worten des Verbrechers zu glauben, und dessen Vorschläge anzunehmen, stieß sich nur an der Furcht vor Täuschung und späterer Beschämung. Dies entschied endlich; doch um jede Versuchung auf der Stelle abzuschneiden, näherte er sich Cranou, ergriff ihn unter den Armen, und versuchte ihn allein in den Saal zurückzuschleppen. Doch, nachdem er das Vergebliche dieser Anstrengung eingesehen, beschloß er, Unterstützung herbeizuholen.

Er verschloß die doppelte Eisenthüre sorgfältig hinter sich, und lief in das Wachtzimmer, wo er zwei Wärter ihm zu folgen beorderte.

Als sie sich dem Sectionssaale näherten, geschah zu ihrer Seite ein Schuß, und fast im selben Augenblicke zeigte sich ein nackter Mensch, der schwankend zusammenstürzte. Es war Cranou, der in dem Augenblicke seines Alleinseins durch das Fenster zu entrinnen versucht, und auf den die Schildwache Feuer gegeben.

Launay kam zeitig genug, ihn in seinen Armen aufzufangen; aber die Kugel hatte seine Brust durchbohrt, er war todt.

II.

Das Städtchen Badenweiler liegt in einer Bergschlucht am Fuße des Schwarzwaldes, und seine Lage scheint den Dichter einzuladen, die Beschreibung eines irdischen Paradieses zu geben. Von Bergen und Wäldern eingerahmt, zieht sich das Thal oberhalb der Stadt gleich einem Sammtteppich hin, von wunderlieblichen Blumen besternt, welche die Heilquellen hervorlocken. Sein geringer Umfang selbst aber ist ein Reiz. Das Auge umfaßt mit einem Blicke allen Zauber, das Ohr vernimmt das Murmeln der Quellen, und Anmuth, Erhabenheit und Frische vereinigen sich, diesen in wilden Schluchten versteckten Erdenwinkel zu einem Eden umzuschaffen. Die überall verstreuten Reize der Natur scheinen in dem lieblichen Thale wunderbar vereinigt.

Die Römer schon hatten hier Bäder, deren verfallene Trümmer man noch jetzt dem Wanderer zeigt. In neuerer Zeit ist die Stadt ein Versammlungsort von Badegästen zweiten Ranges, die aus Sparsamkeit oder bürgerlicher Schüchternheit Baden's großartigere und glänzendere Gesellschaft scheuen. Man findet daselbst gemüthliche Schweizer an der Seite ihrer strickenden Frauen, schweigsame Badner, und eine große Zahl Elsasser, die man blos an ihrem Eifer erkennt, in Gegenwart Deutscher französisch, und vor Franzosen deutsch zu sprechen.

Im Augenblick, wo unsere Erzählung beginnt, waren die in „Stadt Karlsruhe" wohnenden Badegäste in einer Akazienallee bei dem Gasthause versammelt, wo Madame Perscof ihre Tochter vorstellte. Madame Perscof aus Mühlhausen, wo ihre Voreltern seit langen Jahren das Bürgermeisteramt verwaltet, wie sie in ihren Reden oft selbstgefällig wiederholte, war eine sorgsame Mutter im wahren Sinne des Worts. Ihre Handlungen und Gedanken schienen nur einen Zweck zu haben, den, das geliebte Töchterchen an einen Mann zu bringen. Sie war bei dem Tode ihres Gemahls noch jung und hatte sich eine gewisse Stellung in der Gesellschaft zu erwerben gewußt. Diese benutzte sie, als ihre Töchter herangewachsen, um die drei ältesten vortheilhaft zu verheirathen. Als aber die Reihe an die Vierte kam, fanden sich unerwartete Schwierigkeiten. Ihr Haus war für die jungen heirathsfähigen

Männer gleichsam zur Höhle des Löwen geworden, drei der Ihren hatten sich hineingewagt, und waren nicht wiedergekehrt; das schreckte die Uebrigen zurück. Madame Perscof mochte Bälle und Thee's nach Gefallen veranstalten, und vom Großvater Bürgermeister sprechen, so viel sie wollte, die Zimmer blieben leer. Da endlich, als ihr die Unmöglichkeit klar geworden, Clementine in Mühlhausen vortheilhaft unterzubringen, entschloß sie sich, ihr Glück anderswo zu versuchen. Sie führte die Tochter zu Badenweiler's Heilquellen, wo sie sich bereits seit 3 Wochen befand.

(Fortsetzung folgt.)

Weinleselied.

„Am Rhein am Rhein, da wachsen uns're Reben!"
Wir stimmen gern mit ein;
Doch Grünbergs goldne Lunze soll daneben
Ja nicht vergessen sein!

An ihrem Strande wuchs jetzt einmal uns wieder
Gar edles Traubenblut,
Und mancher Wein vom Rheine, glaubt's ihr Brüder,
Ist nicht einmal so gut.

Den **Unsrigen**, den spürt man wahrlich besser,
Im Kapitolium,
Denn seine Kraft sprengt oft die stärksten Fässer,
Und wirft uns selber um.

Und mischt erst gar des Küfers Kunst im Keller
Sich endlich noch darein,
Dann wird Champagner, Ungar, Muskateller
Aus Grüneberger Wein.

Dann geht er hin in die entfernt'sten Lande.
Versiegelt und verpicht,
Doch, daß er wuchs an uns'rer Lunze Strande,
Das — nein! das sagt er nicht.

In diesem Punkt ist er gar sehr verschwiegen,
Denn glaubt's, er hat Genie,
Und weiß selbst Kennern etwas vorzulügen;
Mundus vult decipi. — —

Ergo — et cetera! — Merkur liebt seine Söhne
Und lehrt sie manche Kunst;
Ist doch so manche Tugend, manches Schöne
Nur eitel blauer Dunst!

Doch **unsers** Weines schützende Aegide
Ist seine **Kraft** allein,
Und nimmer wird man ihn zu schlürfen müde,
Laßt Ihr das — Taufen sein.

Nun, Gott sei Dank! dies Jahr ist er gerathen
In bester Qualität,
Und Louisdors und Thaler und Dukaten,
Bringt auch die Quantität.

Hört! lauter Jubel tönt in Grünbergs Auen,
Ringsum auf Berg und Thal;
Geschäftig sind die Männer und die Frauen,
Und Winzer allzumal.

Die liebe Sonne ist schon längst hinunter;
Herein bricht schon die Nacht,
Die Trauben aber werden frisch und munter
Zum Triebs herbei gebracht.

Die Mühle knarrt, die Presse ächzt und stöhnet,
Mit Most füllt sich das Faß;
Durch Freudenschüsse wird das Fest gekrönet,
Fast ohne Unterlaß.

Raketen rauschen auf zum dunkeln Himmel,
Und Schwärmer ohne Zahl;
Da giebt's dann ein gar fröhliches Getümmel,
Und Lust herrscht überall.

Und flackernd prangen auch die stumpfen Besen,
Die man durch's ganze Jahr
Wohl aufgehoben bis zum Traubenlesen,
Wie Sonnen hell und klar.

Man möchte fast vor all' dem Glanz erblinden;
Und wo man hin nur schaut,
Sieht lust'ge Feuer man sich auch entzünden,
Wobei man Kaffee braut;

Kartoffelnvoll, seht, sieden dort die Töpfe,
Der Magen will sein Recht;
Und manches Schnäpschen auch erhitzt die Köpfe
Und mundet gar nicht schlecht.

Nun freilich! — bei den reicheren Magnaten,
Mag's wohl splendider sein;
Statt der Kartoffeln giebt's dort feine Braten,
Und statt des Schnapses — Wein.

Bon Appetit! — Rührt fleißig Ihr die Hände,
Wird Trog und Faß bald voll,
Und ist die schwere Arbeit erst zu Ende,
Dann schläft sich's sanft und wohl.

Dann führt Freund Morpheus Euch ins Reich der Träume,
Und früh bei guter Zeit
Steigt Ihr in Eures Kellers volle Räume
Mit Herzens-Freudigkeit.

Dann rechnet Ihr, und sinnt und spekuliret,
Macht einen Ueberschlag,
Was wohl der Preis, der eben jetzt coursiret,
Der Kasse bringen mag? —

Nun! — Müh' und Arbeit ward dies Jahr belohnet,
Und Segen kam ins Haus;
Denn der, der in dem ew'gen Himmel thronet,
Gleicht Alles wieder aus!

Auf Regen folgt, wie Alle wir erfahren,
Ja immer Sonnenschein;
So kam es auch nach manchen schlimmen Jahren
Diesmal mit unserm Wein!

O preiset laut an der Natur Altare,
Den Fünfundvierziger,
Und hofft: es wird vielleicht im nächsten Jahre
Der Wein noch würziger!

Doch wie verwais't sind bald die grünen Berge,
Obzwar noch schön belaubt!
Sie sehen aus wie Leichentuch und Särge,
Des schönsten Schmucks beraubt.

Wie steh'n sie doch nach kurzen Freudestunden,
So einsam wüst und leer!
Die Seele fehlt, die Trauben sind verschwunden,
Nicht Eine seh'n wir mehr.

Sie gähren in des Kellers tiefem Schooße
Zu edlem geist'gen Wein.
So wird auch unsere Metamorphose
Einst geistig, herrlich sein! — —

W. A.

Mannichfaltiges.

*In England, das bekanntlich ein sehr niedriges und gleichmäßiges Briefporto hat, verkauft die Post kleine viereckige Papierstückchen, auf denen der Kopf der Königin abgebildet ist und die man auf den Brief klebt, den man freimachen will. Auf diese einfache Weise bezahlt man das Postgeld. Damit ein solcher Stempel nicht noch ein Mal benutzt werde, macht die Post auf diese Stempel der ihr übergebenen Briefe ein schwarzes Kreuz. Die kleinen Königinköpfe sehen recht niedlich aus und die Engländer zeigen ihre Seltsamkeit auch darin, daß sie diese Briefstempel sammeln. Kaum war diese neue Einrichtung ins Leben getreten, so wetteten zwei Offiziere, welcher von ihnen in einer bestimmten Zeit so viele gebrauchte Stempel zusammenbringe, daß damit ein gewöhnliches Zimmer beklebt werden könne. Sofort fand dieses Nachahmung; selbst Damen und Schulkinder wetteten. Die Schwestern sammelten für die Brüder, Freunde für Freunde und alle Bekanntschaften wurden in Bewegung gesetzt, um Poststempel zu erhalten; namentlich bestürmte man diejenigen, bei welchen Briefe in Masse zusammenströmen, wie die Directoren der Bank, große Kaufleute ꝛc. In den Zeitungen lieset man nicht selten Aufforderungen; so stand in einer die folgende: „ein Herr hat versprochen, die Summe von 2000 Pf. Sterling für den Bau einer Kirche zu geben, wenn ihm eine gewisse Dame so viel gebrauchte Poststempel bringt, als zusammen jene Summe ausmachen. Wir sind im Stande, Personen, welche für einen wohlthätigen Zweck dergleichen sammeln wollen, die Adresse der Dame nachzuweisen.“ — Ein Vater versprach seinem Sohne 10,000 Pf. St. sobald er ihm Poststempel in dem Werthe von 5000 Pf. bringe, — eine bedeutende Aufgabe, denn da ein solcher Stempel 1 Penny werth ist, so gehören 1,200,000 Stück zu 5000 Pf. Sterl. Ein noch interessanterer Fall, der, wie wir uns nicht irren, jetzt noch schwebt, ist folgender: ein junges Paar ohne Vermögen wünschte sich zu vermählen und ein sehr reicher Oheim versprach der liebenden Jungfrau, ihr eine hinreichende Aussteuer zu geben unter der Bedingung, daß sie ihm in einer gewissen Zeit eine bestimmte Anzahl von gebrauchten Poststempeln bringe. Auch Kaufleute giebt es in England, die von der Sucht, solche Königinköpfe zu sammeln, angesteckt sind. Sie benutzen dieselben, ihre Comtoirs damit zu bekleben, und man hat in London bereits große Comtoirs gesehen, die mit solchen Stempeln an allen Seiten völlig tapezirt sind. —

*In der Mitte des 16. Jahrhundert gab es in Frankreich sehr lächerliche Aemter: dennoch hießen die Verwalter derselben königliche Räthe. So erwähnen die Parlaments-Register vom Jahre 1544 eines solchen Königlichen Raths-Schwein-Zungen-Untersucher, welchem nämlich die Pflicht oblag, zu untersuchen, ob die Schweine keine Finnen hätten.

*Die größte Fabrik in der Welt hat Petersburg. Die Amerikaner Eastwick und Harrison bauen die Dampfwagen ꝛc., die man auf den russischen Eisenbahnen brauchen wird und haben in Petersburg eine Fabrik angelegt, in welcher 3500 Menschen beschäftigt sind. Um Ordnung unter diesen zahlreichen Arbeitern — Engländern, Amerikanern, Schotten, Irländern, Deutschen und Russen — zu erhalten, steht eine Compagnie Soldaten in der Fabrik, die auch eine eigene Polizeimannschaft hat. Diejenigen, welche sich etwas zu Schulden kommen lassen, werden entlassen, nur die Russen nicht; diese werden, wenn sie gesündiget, an einen Pfahl gebunden, ausgepeitscht und dann wieder an die Arbeit geschickt.

Druck und Verlag von W. Levysohn.